

„Jetzt habe ich aber zuviel geredet“

USA-Journalist Victor Grossman sprach vor Orientierungsläufern

An einem Donnerstagnachmittag im Institut für Körpererziehung. Es ist kurz vor halb sechs und kurz nacheinander treffen die Mitglieder der Trainingsgruppe Orientierungsläufer der HSO ein. Doch heute stehen den etwa 25 Sportlern keine Waidläufe, Routendiskussionen oder Unterweisungen zu taktischen Fragen bevor. Nur einige der Leute, denen ansonsten das Laufen sehr großen Spaß macht, haben heute ihre Trainingsgassen dabei. Der Grund dafür ist ein Gast, der sich noch ein wenig in die Kunst der Orientierung einweisen läßt. Vor sich eine Wettkampfkarte, versucht man, ihm einiges davon in Kurzfassung klarzumachen: „Das sind hier die Postenpunkte, die in der eingezeichneten Reihenfolge angelaufen werden müssen, dann eine Markierung in die Startkarte und



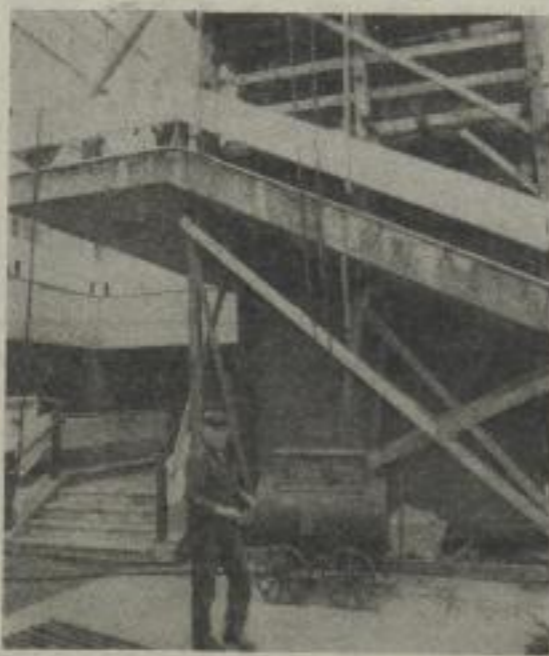
danach heißt es nur noch laufen, laufen...“

Wenig später ist der Gast selber an der Reihe. Allerdings nicht mit Laufen, sondern mit Reden. Der einleitende Vortrag des US-amerikanischen, in der DDR lebenden Journalisten Victor Grossman, der vielen aus den Spalten der „Jungen Welt“ bekannt sein dürfte, spricht über die USA in Geschichte und Gegenwart. Da geht es um den Präsidentschaftswahl, um das Zweiparteiensystem, um die dicken amerikanischen Zeitungen (was sich vor allem aus der umfangreichen Werbung erklärt) und das dünne amerikanische Kurzbuch (allein ein solcher Bundesstaat wie Ohio, der so groß ist wie die DDR, verfügt über nur zwei Eisenbahnenlinien). Aber auch die US-amerikanische Hochrüstung kommt zur Sprache. Eindrucksvoll der folgende Vergleich: würde man die Ausgaben für das jetzige Rüstungsbudget in Dollar-Scheinen übereinanderstapeln, käme man auf die Höhe von 100 000 km (1) Dollarscheinen. Aber Victor Grossman spricht auch über die Kräfte, die gegen diesen Rüstungswahnsinn auftreten, so die Kommunisten oder eine Ärzte-Bewegung. Angefangen hat es mit zehn Medizinern, jetzt gehören schon über 11 000 in fast allen Bundesstaaten zu der Bewegung „Ärzte für soziale Verantwortung“.

Viele Themen werden berührt, streitbar und engagiert. Und erst eine halbe Stunde später als eigentlich geplant, kommt der Amerikaner zu dem Schluß: „Jetzt habe ich aber zuviel geredet...“ Das ist zugleich der Startschuß für die Diskussion. Auch hier wieder viele Fragen. Die Orientierungsläufer nutzen die Gelegenheit: Warum Waffenlieferung nach Taiwan? Wie ist die US-amerikanische Haltung im Falkland-Konflikt einzuschätzen? Welche Rolle spielen in den USA die Gewerkschaften und wie groß ist die Gefahr des Faschismus? Wie ist die Haltung der amerikanischen Lehrer einzuschätzen? Wieder vergeht viel Zeit. Dabei gibt es nicht nur Antworten, sondern auch Meinungsstreit, unterschiedliche Ansichten. Aber in zweierlei Hinsicht ist man sich am Ende einig: Es war interessant und hat das Programm der Trainingsgruppe bereichert. Und es klingt wie ein Schlußwort nach fast vier Stunden Diskussion, als der amerikanische Gast meint: „Die Hauptsache ist wohl, daß man versteht, wie die heutige Welt sich entwickelt und daß man seinen Platz darin weiß, den auf unserer Seite.“

Jürgen Seidel

Was die Stunde geschlagen hat...



... kann bald wieder jeder ganz genau erfahren, der sich auf oder in der Nähe des Innenhofes des Universitätskomplexes befindet. Hier sind gegenwärtig Arbeiter des BMK Leipzig am Werke, um die Befestigung für die historische Stundenglocke anzubringen. Beim ersten Teil der Arbeiten kam im Rahmen eines Forschungsvorhabens ein Beton-



schmelzverfahren zur Anwendung. Die Glocke selbst stammt aus dem Jahre 1659 und wurde beim Abbruch des alten Ungebäudes geborgen. Nach einer gründlichen Restaurierung findet sie nun ihren Platz im Innenhof.

Text und Fotos: Jürgen Männel

„Engel Arthur / Technik: Andreas Kügler“

Ein Mitglied der KMU-Studiobühne im Porträt

So zum Beispiel kenne ich ihn: Er sitzt am Licht, verfolgt das Spiel der Darsteller, weiß, jetzt muß er diesen Scheinwerfer aufziehen, jenen nicht, oder Dunkelheit soll sein. Die Zuschauer im Saal des Ernst-Beyer-Hauses konzentrieren sich auf das Spiel, die Spieler konzentrieren sich auf sich selbst, und einer sitzt im Licht, den man nicht bemerken soll, ohne den es aber nicht geht. Darum steht auch sein Name im Programmheft: Andreas Kügler. Er wird nicht wie er heißt gerufen, sondern „Küller“. Im Stück vor der Pause hatte auch er auf den Studiobühnenbrettern gestanden, ein sächselnder Engel Arthur. Noch ein wenig Schminke im Gesicht, wird er nach dem Schlußapplaus das Licht abbauen, verstauben, Requisiten verpacken, Podeste schieben, Stühle räumen. Jeder hat seinen Platz.

Ich weiß von ihm auch, daß er beim Poetischen Theater montags und dienstags abends probt, dazu manchmal freitags und an den Wochenenden, daß er mitspielt bei den „nur“ die Technik betreut bei den Aufführungen „Wendt gegen Wendt“, „Die Frau zum Wegschmeißen“ und „Imaginäre Imitation“. So verbringt Kügler seine Freizeit bei einer Studentenbühne, dabei ist er gar kein Student. Jedenfalls vorläufig noch nicht. Er arbeitet als Tontechniker beim Zentralhaus für Kulturarbeit. Genauer gesagt: als Facharbeiter für Nachrichtentechnik, Spezialrichtung: tontechnische Anlagen. Zum Zentralhaus gehört er nun schon das sechste Jahr, dort hat er seinen Beruf gelernt, bevor er die Armeezeit absolvierte. Als Tontechniker viel unterwegs, schneidet er Veranstaltungen mit oder macht Aufnahmen im Betrieb, wie gegenwärtig für eine Instrumentenkunde, die die Arbeit z. B. an der Zentralen Volkshochschule unterstützen wird.

In seiner „zweiten Anstellung“, beim Poetischen Theater „Louis Föhnberg“, wirkt er inzwischen fast zwei Jahre. Kügler ist nicht der große Hauptrollendarsteller, will auch nicht Schauspieler werden später. Als er anfing beim Theater, war es, um sich selbst auszuprobieren, die Proben, das Finden von Möglichkeiten, sich mit Körper und Sprache ausdrücken zu können, waren für ihn Entdeckungen, die machten ihm Spaß. Damals meinte er, die Proben am Stück und die Pro-

ferfahrungen genügen ihm, erfüllten ihn so, daß er Vorstellungen eigentlich nicht benötigte. Es beschäftigte ihn zunächst noch nicht, warum das Amateurtheater etwas und was es beim Zuschauer erreichen kann, will und muß. Seine Haltung hat sich geändert. Nach der Premiere des ersten Stückes, un-

erfahren, wie jeder, der mit Andreas Kügler zusammenarbeitet, daß er ein paar Grundsätze hat. Die spricht er nicht aus, aber es gibt sie. Zum Beispiel: Pünktlichkeit. Pünktlichkeit ist für ihn einfach Höflichkeit. Niemand hat das Recht, über die Zeit eines anderen zu verfügen, indem er ihn warten läßt. Die Arbeit im Betrieb und die Proben befriedigen ihn nur in einer Atmosphäre solcher gegenseitiger Achtung. Ein anderer Grundsatz: Kein Geschrei machen um sich selbst und was man tut. Wie sehr das für ihn zutrifft, wurde mir besonders deutlich, als ich über ihn schreiben wollte. Ich kenne ihn fast zwei Jahre, wir haben zusammen geprobt, gespielt, gesprochen, doch Persönliches mußte ich jetzt erfragen. Vierundzwanzig Jahre ist er alt, ein Sohn der Messestadt und Bruder für drei Geschwister. Die Eltern – der Vater bei der VP, die Mutter wissenschaftlich-technische Mitarbeiterin an der DHBK, eine von Küllers Vorfahren: Folklore-Musik, Volksmusik... da habe ich ihn bei einer Veranstaltung getroffen, als er ausgenissen ein Flöllerlied mitsang und andere Lieder, dann, schwitzend, keinen Tanz ausließ.

Bei allem, was Kügler nebenbei macht, geht, wenn sich Termine überschneiden, die Arbeit im Betrieb vor. Aber die Kollegen nehmen auch Rücksicht auf ihn, wenn sie wissen, er hat an diesem oder jenem Tag Vorstellung oder wenn es sich um eine Freistellung handelt. So viel, wie ihm die Arbeit an der Studiobühne auch bedeutet, in abschbarer Zeit wird es jedoch auch ohne das Amateur-Theater gehen müssen. Kügler bewirbt sich um einen Studienplatz an der Hochschule für Film und Fernsehen in Babelsberg. Dort will er seinen Ingenieur machen. Doch noch sind seine Gedanken bei der gewohnten Arbeit und beim Hobby, von dem hier so ausführlich die Rede war, weil es in ungewöhnlich starkem Maße seinen Alltag beeinflusst. Seinen besonderen Alltag, der ihn mit dem Theater nach Moskau führen ließ, der ihn im Beruf ausfüllt, im Zusammensein mit Freunden, den Alltag, der die nächste Premiere bringt, mit Texten, Kostümprobe, Aufregung und manchmal zu wenig Schlaf. So kenne ich ihn, Kügler.

Helmut Henneberg

Über die letzten Lebensjahre der Anette von Droste-Hülshoff

Neue Bücher aus dem Verlag der Nation und dem Verlag Rütten und Loening

Von einer großen unerfüllten Liebe erzählt Joachim Lindner: Die letzten Lebensjahre der Anette von Droste-Hülshoff (1797-1848) waren bestimmt von ihrer Sehnsucht nach der Gegenwart des siebzehnjährigen Jüngers Levin Schudking. Die Liebe beflügelte das Schaffen der Dichterin, die in den Moralzwängen einer altäuligen Familie streng katholisch aufwuchs, stürzte sie jedoch zugleich in den tiefen inneren Zwiespalt, dem sie letztlich nicht zu entrinnen vermochte. Joachim Lindner versucht in seiner

Erzählung „Anettes späte Liebe“ (197 Seiten, 8,20 Mark), jenen letzten Lebensjahren der Droste-Hülshoff nachzugehen. Die Illustrationen zu seiner Erzählung stammen von Hans-Eberhard Ernst. Das Buch erscheint im Verlag der Nation.

Als kleine Kostbarkeit kommt Johann Wolfgang Goethes „Buch Suleika“ aus dem „West-östlichen Diwan“ zum Leser. Axel Bertram hat die Goetheschen Liebesgedichte für den Verlag der Nation in kalligraphi-

Das Verbindende war die Darstellung von Geschichte

Hans Pfeiffer bei Philosophen zu Gast

Vor aufmerksamen Zuschauern, den Mitgliedern der Gewerkschaftsgruppe des WB „Die Mat.“ (Sektion Philosophie), las Hans Pfeiffer aus neuesten seiner Manuskripte, die wiederum geschichtliche Ereignisse und das Handeln von Personen in bestimmten schwierigen bzw. Entscheidungssituationen beinhalten. Zwar standen, rein äußerlich betrachtet, die in den beiden Leseproben vermittelten Sachverhalte in keinem Zusammenhang. Ging es doch einmal um die Erhellung des historischen Umfeldes, der Motive und des Handlungsrahmens der beiden Gegenspieler, Bebel und Bismarck im Jahre 1890, das als das Jahr der Aufhebung des Sozialistengesetzes und Bismarcks Sturz in die Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung eingegangen ist, bei dem anderen Beispiel um ein Auktionsstück des 19. Jahrhunderts (möglicherweise stattgefundenes Experiment anlässlich einer Theaterprobe zu „Maria Stuart“, bei der die beiden Schauspielerinnen, die die Kontrahentinnen Elisabeth und Maria verkörperten, vom Dichter und Theaterleiter Friedrich Schiller aufgefordert waren, entgegen ihrem Typ und ihrem Wesen ihre Rollen zu tauschen: „Tagebuchnotizen“ der beiden Schauspielerinnen und ein diesbezüglicher Brief Goethes an Schiller vermittelten ein eindrucksvolles Bild von den bei diesem (im Vergleich zu obigem „harmlosen“) Vorgang aufgetretenen inneren und äußeren Konflikten der Beteiligten.

Das „Verbindende“ jedoch war die glaubwürdige, auf hoher Sach-, einschließlich Detailkenntnis begründete und mit künstlerischer Freiheit gestaltete Darstellung von Geschichte. Die Art und Weise, wie wir uns heute der Geschichte bzw. bestimmten geschichtlichen Ereignissen und Erscheinungen nähern, ist, verglichen mit unserer Geschichtsbetrachtung von vor 20 oder 30 Jahren, zum einen durch veränderte Fragestellungen und zum anderen durch ein wesentlich gewachsenes Anforderungsniveau der Leser (bzw. Fernsehzuschauer) bedingt. Simplifizierende Schwarzweißmalerei wie auch ein vordergründiges Transplantieren gegenwärtiger Denk-, Sprech- und Verhaltensweisen in historische Gegebenheiten (Heutiges, oberflächlich getarnt hinter vorzeigter Schminke und Verkleidung) wird von der Mehrheit unserer Bürger, die sowohl sachkundig als auch kritisch denken gewohnt ist, abgelehnt.

Viele Fragen in der mehrwöchigen angeregten Diskussion bezogen sich auf das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft, von Objektivität und Parteilichkeit, von notwendiger Authentizität und Darstellung von Fiktivem, von Dramatik und Prosa, von Information und beabsichtigter Lüge, und berührten die Verantwortung bei der Darstellung historischer Personen (z. B. Bismarcks) ebenso wie individuelle Herangehensweisen des Schriftstellers.

Dr. H. Söger

Nur das wird vertont, was auch Gefallen findet

Gruppe „Bayon“ – Beispiel für universelle Musik

Anlässlich der 5. Tage der Arbeiter und Angestellten der Karl-Marx-Universität gab in der Veranstaltungreihe Lehrlingsrecht am 25. Mai die Gruppe Bayon ein Konzert.

UZ: Führt ein Interview mit der Gruppe, zu der Christoph Theusner – DDR – Gitarre, Harle, Tumba; Sonny Thei – Kampuche – Cello, Gitarre, Tumba, Geigen.

UZ: Seit 1971 seid ihr eine eigenständige Gruppe. Was bedeutet der Name?

Bayon: Bayon ist der Name einer Tempelgitarre, die in alle vier Himmelsrichtungen schaut. Zugleich ist sie Symbol für universelle Musik.

UZ: Wie seid ihr darauf gekommen?

Bayon: Durch die ausländischen Musiker, die wir oft bei uns zu Gast haben, sind viele neue Klangfarben in unser Repertoire gelangt, so zum Beispiel die lateinamerikanischen Klänge durch die Kubaner.

Bayon ist die erste „Rockgruppe“ der DDR, die ohne die Verwendung eines Schlagzeugs spielt. Wir haben uns auf das lateinamerikanische Instrument Tumba gestützt.

UZ: Wie habt ihr euch gefunden?

Bayon: Bevor wir zu „Bayon“ wurden, nannten wir uns „GP-Combo“. Durch den Weggang von Musikern mußten wir uns neu profilieren. Im Übergang GP – Bayon haben wir ein eigenes Profil gefunden. Auf die für manche ungewöhnliche Musik kamen wir durch die ausländischen Studenten.

UZ: Was ist die Hauptmusikrichtung?

Bayon: Wir zeichnen uns durch unsere Experimentierfreudigkeit aus. Viele Elemente der Musik, beispielsweise Blues, Jazz, lateinamerikanische und asiatische Rhythmen, aber auch Klassik,



Die Gruppe Bayon im Konzert, v. l. n. r. Christoph Theusner aus der DDR, Justo Perez aus Kuba und Sonny Thei aus Kampuche. Foto: R. Müller